

Nachdruck verboten.

Der falsche Zahn.

Von Felix Drobisch.

Den ganzen Vormittag im Bureau zu sitzen und Stände um Stunde die langweiligen Zahlen zusammen zu rechnen, das war keine vergnügliche Arbeit. Wenn man dann Mittags nach Hause kommt und Hunger hat, will man doch wenigstens etwas Kräftiges auf dem Familientische sehen. So dachte auch der Bureau-aktuar Karl Ehrhardt und freute sich schon auf dem Nachhausewege, wie vorzüglich es ihm heute schmecken werde. Aber o Sammer, es gab nichts, rein gar nichts!

„Ja“, erzählte sein Töchterchen, „Mama hat keine Zeit gehabt zum Kochen, die hat den ganzen Vormittag ihre Rolle gelernt und ist jetzt zur Probe gegangen.“

Alle Wetter, das hatte er ja ganz vergessen: seine liebe Helmi war die hervorragendste Mitwirkende in der Wohltätigkeitsvorstellung, welche der Frauenverein in der nächsten Woche aufzuführen wollte. „O je“, stöhnte er, „der Theaterkauf hat sie wieder gepackt, na, dann können wir natürlich in die Vollstücke Mittageffen gehen.“

Und da dachte er mit Wehmuth an die Zeiten seines aufstrebenden Brautstandes zurück. Wie war seine Helmi da umschwärmt worden! Höhere Beamte, Kaufleute, Gutsbesitzer, ja sogar Offiziere, — hatten seine Helmi angeschwärmt. Natürlich, die war ja auch ein reizendes Mädchen gewesen und über ein dramatisches Talent verfügte sie, — o, jeder Theaterdirektor hätte sie ohne Weiteres vom Fleck weg engagiert. Was konnte er diesem Talent gegenüber in die Wagschale werfen? Nichts, rein gar nichts. Er war allerdings reichthaff, fleißig, sparsam, aber das war auch Alles. Das hatte aber im Vergleich mit seinen Nebenbuhlern nichts zu bedeuten und wenn er schließlich von all den Bewerbern Helmi's doch den Preis errang, so hatte er das an erster Stelle doch nur seiner Ausdauer und dem Umstande zuzuschreiben, daß Helmi's Eltern nach ihrem Tode kaum so viel hinterlassen, um ihnen ein anständiges Begräbniß auszurichten. Als das bekannt geworden war, hatten sich all die Freier mit möglichstem Anstand aus der Affaire gezogen und Helmi hatte ihn für seine Ausdauer mit ihrer jarten Hand beglückt. Sein Gehalt reichte ja für eine Familie gerade aus.

Wohlgemerkt hatte er auch seinen Entschluß noch nicht zu bereuen gehabt, er hatte ein glückliches Jahrzehnt hinter sich, er führte eine Rusterei, um die ihn gar mancher beneidete. Nun kam diese Wohltätigkeits-Vorstellung und warf den ersten Schatten auf sein Glück. Anstehenden Abends gab er sich philosophischen Betrachtungen hin. Die waren natürlich wenig angenehmer Art. Sein Mittageffen, die Kinder angewaschen, ungekämmt, — das, wenn das so weiter ging, mußte in aller kürzester Zeit der gesammte Hausstand verlottern. Hier hieß es vorbeugen. Aber wie? Durch welche Mittel?

Karl Ehrhardt überlegte reiflich. Er entwarf 10 Pläne, überdachte viele Projekte, erging sich in alle nur möglichen Grübeleien, um schließlich zu beschließen, daß er nichts beschließen könne. Endlich . . . endlich kam ihm eine Idee, er fand einen Weg, der ihm gangbar erschien. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm einen Briefbogen und begann zu schreiben. Er wählte hohe, steife Buchstaben, verließ die „u“ u. „d“ mit großen Schnörkeln, setzte die Haken verkehrt über die „u“ und krigelte zum Schluß einen Namen unter den Brief, den er selbst nicht zu entziffern vermochte. Dann steckte er das Machwerk in ein Couvert, das er mit der ebenso schlecht lesbaren Aufschrift seiner Frau verließ.

Da endlich — es klingelte: Frau Helmi Ehrhardt war zurückgekehrt. Sie schien sehr erregt zu sein und künnetete sich nicht im geringsten um den knurrenden Magen ihres Mannes, sondern erzählte mit großer Umständlichkeit von der Probe und von den Triumpfen, welche sie auf derselben gefeiert hatte. „Und weißt Du, mein Vetter, was mir unser Vorsichtiger gesagt?“ schloß sie ihre Aitanel.

„Er wird sich bedankt haben für das Opfer, das Du der guten Sache bringst“, antwortete ihr Mann gleichmüthig.

„Opfer? Was für ein Opfer?“ fuhr Frau Helmi auf, „von einem solchen kann gar keine Rede sein. Ich thue nur, wozu mein Künstlerblut mich drängt.“

„Ach was Künstlerblut“, meinte Karl, „ich glaube, es schickt sich für eine Ehefrau und Mutter von 2 kleinen Kindern überhaupt nicht mehr, als erste oder zweite Liebhaberin auf der Bühne umherzulaufen. Diese Ansicht wird auch in dem Briefe ausgesprochen, den ich soeben erhalten habe“, — damit überreichte er ihr das Schreiben, das er vorhin so mühselig zusammengekrigelt hatte.

Frau Helmi entfaltete neugierig den Bogen und las:

Mein Herr!

Wenn Sie noch nicht ganz unter dem Pantoffel stehen, so bauen Sie nicht, daß Ihre Frau fernherhin auf Liebhabertheatern auftritt. Erstens verfügt dieselbe über keinerlei Talent und dann schädigt sie ihren Ruf, denn sie wird von den männ-

lichen Mitgliedern angeschwärmt. Deshalb sollte sie auch den Schein vermeiden und sich zurückziehen so lange das noch möglich ist.

Ein Wohlmeinender.

„So ein alberner Mensch“, lachte Frau Helmi, was geht denn dem an, wenn ich angeschwärmt werde. Ob ich Talent habe oder nicht, darüber steht ihm kein Urtheil zu. Die Hauptsache ist, daß ich gefalle und das ist für mich ausschlaggebend.“

„Aber es scheint doch, als ob man um Deinen guten Ruf besorgt sei“, wandte Karl schüchtern ein, denn er begann zu merken, daß das Schreiben den gewünschten Erfolg nicht erzielen werde.

„Man“ kann mir gar nicht imponiren, denn „man“ ist gar nichts“, antwortete Frau Helmi ärgert, „ich lebe doch in keinem türkischen Harem, daß ich mich den Blicken der Männerwelt entziehen müßte. Und wenn du Argwohn hast, so fordere ich dich hiermit feierlichst auf, mich zu der nächsten Probe zu begleiten. Ja, das mußt du“, setzte sie mit Nachdruck hinzu, als ihr Mann Einspruch erheben wollte, „du mußt dich überzeugen, daß es eine erbärmliche Lüge ist, was dieser Dummkopf über mich geschrieben hat.“

O weh, dachte Karl, die Sache hast du beim verkehrten Ende angefangen, du hast das Gegentheil von dem erreicht, was du beabsichtigt hatte. Aber was half's er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und seine Frau am nächsten Tage zur Probe begleiten. Er setzte sich in eine dunkle Ecke des Saales und beobachtete aufmerksam das Spiel seiner Frau. Dasselbe war tadellos: eine schöne, stolze Erscheinung mit süß-einschmeichelnder Stimme und eleganten, abgerundeten Bewegungen. Und wenn sie mit einer gewissen Koketterie ihre blendend weißen Bähne zeigte . . .

Ei der Tausend . . . Zähne . . . Zähne, — ein diabolischer Gedanke durchblitzte das Hirn des geplagten Ehemannes. Nach dieser Richtung hatte seine Frau ein Geheimniß, dessen alleiniger Mitwisser er war. Und das war so zugegangen:

Vor einigen Monaten wurde seine liebe Helmi von abscheulichen Zahnschmerzen geplagt, Schmerzen so heftig, daß sie das arme Brauchgen fast zur Verzweiflung brachten. Es blieb nichts übrig: der frante Vorderzahn mußte herauf! Das war ein Malheur! Frau Helmi war untröstlich, daß ihre Zahnrreihe eine Lücke aufwies. Die erste Woche ließ sie überhaupt zu Hause und als sie sich endlich wieder in Gesellschaft wagte, hielt sie soviel wie möglich den Mund geschlossen und mußte sie wirklich einmal lachen, so lächelte sie nur mit den Mundwinkeln. Das war ein unerträglicher Zustand, dem sie endlich ein Ende machte, indem sie sich einen falschen Zahn einsetzen ließ.

Der falsche Zahn! Hurrah, jubelte Karl, jetzt hatte er den Hebel gefunden, an welchem er ansetzen mußte, um die ganze Liebhaberbühne aus den Angeln zu heben. Wenn die Gesellschaft, die Kinder, das Dienstmädchen von dem falschen Zähne Kenntniß erhielten . . . Oh, jetzt besaß er eine Waffe, die er gegen seine Frau schwingen konnte, um sein Glück zu retten!

— Wenige Tage später traf schon wieder ein Brief von unbekannter Hand bei Frau Helmi Ehrhardt ein. Bögernd ergriff die Adressatin das Couvert. „Ich sollte den Brief eigentlich ungelesen ins Feuer werfen“, meinte Frau Helmi, „aber neugierig bin ich doch, was wieder für ein neues Geschwätz gegen mich losgelassen wird“, damit betrachtete sie aufmerksam die ungelenten Schriftzüge der Aufschrift des Umschlages. Dann riß sie denselben mit bestiger Geberde auf. Sie las:

Verehrteste!

Wenn eine Frau gefallen will und ein Geheimniß zu behüten hat, das ihrer Schönheit Abbruch thut, so darf sie dasselbe nicht vor der Oeffentlichkeit zu Markte tragen. Thut sie das, so setzt sie sich dem Gespött aus. Ihre Rolle zwingt Sie des Defektes zu lächeln. Nun wäre es für Sie doch peinlich, wenn es bekannt würde, daß Sie beim Lachen nicht ihre eigenen, sondern falsche Zähne zeigen. Es geht das Gerücht, daß Sie ein falsches Gebiß tragen. Wenn Sie nun auf der Bühne den Mund öffnen, sucht Jeder zu ergründen, wie weit dies Gerücht auf Wahrheit beruht: sämtliche Operngläser hängen an Ihren — Zähnen! Ja, man hat schon Wetten entriert, um zu erfahren, wie viele . . .

Weiter las Frau Helmi nicht. — Während ballte sie den Briefbogen zusammen und zerriß denselben in kleine Stücke, so daß von dem Inhalt kein Wort mehr zu lesen war. „So ein Unverschämter“, schallt sie, „so eine Nichtswürdigkeit, ein Schuft, der mein Geheimniß in alle Welt posaunt . . .“, sie schlug die Hände vor's Gesicht und brach in Thränen aus.

„Hat dich der Glende, der diesen anonymen Brief geschrieben hat beleidigt, mein Herzchen?“ fragte ihr Mann mit der unschuldigsten Miene der Welt, „vielleicht gelingt es uns, den Kerl herauszubekommen. Dann werde ich ihn verklagen, damit vor Gericht klar gestellt wird, daß er abscheuliche Unwahrheiten über dich verbreitet hat.“ Damit begann er die einzelnen Papierstücke vom Boden aufzusammeln.

„Ach das liegen“, rief Frau Helmi, deren Thränen rasch gestillt waren. Dann raffte sie die Schnitzel auf und warf sie ins

Feuer. „Du wirst Niemand verklagen und vor Gericht wird nichts festgestellt werden. Wenn du mit aber einen Gefallen thun willst, so gehe sofort zum Vorsitzenden des Theatervereins und bringe ihm meine Rolle zurück. Da sagst ihm, ich könnte nicht mitwirken. Ich sei plötzlich krank geworden, sehr krank . . . Hast du das verstanden?“

„Ja wohl“, erklärte ihr Mann, „ich weiß nur nicht . . ., ich möchte doch auch gern wissen . . ., steht denn was Schlimmes in dem Briefe?“

„Nichts, gar nichts“, fiel ihm Frau Helmi ins Wort, „aber sei so gut und geh! Schaff mir bloß die Rolle aus den Akten, wenn sie noch länger vor mir liegt, verfallt ich in Weintrümpfe.“

Und Karl Ehrhardt packte die Rolle zusammen und ging. „Hätte ich gar nicht gedacht“, murmelte er draußen, „daß ein falscher Zahn sich so nützlich erweisen könnte . . .!“



Glossen.

Das Glück kommt manchmal schlicht und still
An Dich herangetreten.
Du siehst es nicht, Du meinst, es naht
Mit Pauken und Trompeten. (Dorfbarbier.)

Ein idealer Onkel.

Spund: „Dein Onkel scheint ein recht gutmüthiger Mann zu sein.“
Bump: „Ja, der hat mir jetzt sogar das Telephon einrichten lassen, für den Fall, daß ich einmal rasch Geld brauche.“

Klassische Situation.

Student (der vom Fenster aus sieht, daß der Gelbbriefträger, aber zugleich sein Schneider zu ihm kommt): „Du, da sein, oder nicht da sein, das ist hier die Frage.“

Rathblättig.

Bankier: „Sie besitzen gar nichts und wollen meine Tochter zur Frau? Wie finden Sie das? Heh —?“
Herr: „Sehr begreiflich finde ich das.“

Doppelte Dual.

Selbat (zum Kameraden): „Warum stöhnst Du so?“
„Meine Braut schickt mir eben den Abschiedsbrief —“

Carneval-Gesellschaft „Pumper“.

Sonntag, den 15. Februar 1903.

im großen Saale des Restaurants
„Zur Waldlust“, Platterstr.:

Große

Damensitzung

mit

TANZ

während der

ganzen Sitzung.

Anfang 4 Uhr. Eintritt 30 Pf.

Eingang des närrischen Comitee's

5 Uhr 71 Minuten. 8013

!!! frei TANZ frei!!!

Die Veranstaltung findet bei Vier Rath.



Patente etc. erwirkt

Ernst Franke, Civ.-Ing.

Bahnhofstr. 16

Gas-Cokes, 1. Sorte,

in Rußkohlens-Größe, per Ctr. frei Haus 1.20, bei Abnahme von 10 Ctr. 11 Mk., empfiehlt 6309
Telephon 2345. M. Cramer, Feldstraße 18

Geschw. Meyer,

9 Langgasse 9.

Schwarze und weisse Softe

in grosser Auswahl und jeder Preislage in bekannt guten Qualitäten.



Nr. 39.

(2. Beilage.)

Sonntag, den 15. Februar.

1903

Heimathlos.

Roman von L. Ideler-Derehl.

Fortsetzung

Nachdruck verboten.

„Wohl kaum; wie viele Grünows gibt es in Deutschland? Der Name ist unter den Adelligen fast wie Schulze und Müller bei den Bürgerlichen. Wenn sie wirklich mit einander verwandt sind, die pommerischen und die rheinischen Grünows, sie sind wie Tag und Nacht. Herr von Grünow in Mannshagen will ich auf ein bloßes Wort meinen ganzen Weinverrath verlaufen; ich weiß, daß ich das Geld zu der Stunde bekomme, die er sagt; denen am Rhein borge ich nicht eine Flasche. Es sind hübsche Leute, aber unzuverlässig bis zur Treulosigkeit.“

Thella hatte genug gehört. Das, was der Kaufmann sagte, stimmte genau mit ihren Erlebnissen, und sie konnte nun sicher sein, in dem pommerischen Herrn von Grünow einem Ehrenmanne zu begegnen. Noch denselben Abend sandte sie den Brief ab, in welchem sie sich um die Stellung in Mannshagen bewarb.

Das alte Herrenhaus in Mannshagen war ein unansehnliches Gebäude, kaum ein Schloß zu nennen. Einstöckig und ziemlich niedrig war der Bau, aber die Wände waren massive Steinmauern, enorm stark gefügt, zur Noth konnten sie einem Andrang der See widerstehen. Im Innern war es düster, die Fenster lagen tief in den dicken Mauern, schwere, massive Eichenholzmöbel überall, Tapeten in dunklen Farben gehalten, gaben dem ganzen Hause einen ernsten, ja düstern Anstrich.

Ein trüber Herbstvormittag lagerte über dem Strandbors; die kleinen Häuser weiterhin blickten wie durch Nebel und Rauch. In einem Zimmer des Herrenhauses saß der einsame Mann, eine große, kräftige Figur, mit schwarzem, vollem Haupthaar, durch das sich schon Silberfäden zogen. Ein gewaltiger, tiefschwarzer Vollbart bedeckte zur Hälfte das wachsbliche Gesicht mit den tiefsten, dunklen Augen. Er saß in einem Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch und hatte eine Menge zum Theil noch uneröffneter Briefe vor sich.

„Wie soll man sich hier hindurcharbeiten!“ murkte er verbrießlich. „Des Kindes wegen muß es sein. Wie viele sind doch ihrer, die sich ihr Brod unter Fremden verdienen müssen!“ Er öffnete ein neues Schreiben, es war sehr lang und der Herr schüttelte den Kopf. „Die Damen versprechen goldene Berge“, bemerkte er; „diese verspricht mir zu viel.“ Dann nahm er einen zweiten Brief und betrachtete mit Interesse die Handschrift auf dem einfachen Couvert. „Welch' eine elegante und dabei doch so feste Frauenhand!“ murmelte er. Er öffnete das Couvert und sah nach dem Namen der Absenderin. Das Blatt entfiel seiner Hand. „Thella von Brandow“, flüsterte er vor sich hin. „Mein Gott! Das ist nicht Zufall, das ist Fügung des Schicksals. Sie muß nicht wissen, wer ich bin. Wohl ist auch sie auf fremde Leute angewiesen, hat vielleicht nicht, wo sie ihr Haupt hinlegt; aber wenn sie wüßte, sie bettete es wohl lieber auf einen Stein im Felde, als unter mein Dach. Soll ich sie kommen lassen? Soll ich sie abweisen? Und wenn sie kommt werde ich auf die Dauer verschweigen können, was ich verschuldet — o Gott! Es geschah nicht aus bösem Willen. Es war die

letzte Bitte, die die Sterbende an mich richtete: „Wenn Ihnen meine Schwester einmal im Leben begegnet, — und sie ist arm und verlassen wie ich, o nehmen Sie sich des heimathlosen Mädchens an!“ Diese Bitte kann ich nicht unerfüllt lassen. Die Dame soll kommen, sogleich. „Dann raffte er sich auf. In seinen dunklen Augen lag eine entschlossene Festigkeit. „Es soll so sein“, sagte er, „und die unausbleiblichen Folgen will ich als Strafe auf mich nehmen, aber ich will ihr mein Haus als Heimath bieten.“ Dann schrieb er einen Brief an Fräulein von Brandow nach D., in welchem er ihr mittheilte, daß er auf ihr Anerbieten eingehe und sie zum 1. Oktober erwarte.

In den Vormittagsstunden dieses Tages ging Herr von Grünow ruhelos in seinem düstern Hause auf und ab. Er erwartete den Wagen, den er zur Bahngeschied hatte, und der ihm die neue Hausgenossin bringen sollte. Er fürchtete sich vor dieser Begegnung. Endlich raffelte das Gefährt auf den steingepflasterten Hof und hielt vor dem Hause. Herr von Grünow war auf die Schwelle getreten, als ihm die Dame entgegentam. Sie schlug den Schleier zurück und machte ihm eine tiefe, achtungsvolle Verbeugung. Er reichte ihr nicht die Hand, sondern er begrüßte sie ebenfalls mit einer Verbeugung, während ein leichtes Beben durch seinen Körper zitterte.

Die beiden Menschen, die nun bestimmt waren, in einem Hause mit einander zu leben, sahen sich prüfend an. Herr von Grünow sah in die hellbraunen, funkelnden Augen, aus denen Energie und Thatkraft blitzten. Das schöne Gesicht erschien ruhig, wie aus Marmor gehauen, der stolze Zug um den Mund trat scharf hervor. „Das ist ein anderer Charakter“, dachte Herr von Grünow, „als das weiche Märchen, für die ihre Liebe das Leben war. Diese würde sich spottend über den Schmerz hinwegsetzen. Sie nimmt den Kampf mit dem Leben auf.“ Thella hatte ihrerseits den Herrn ebenso genau gemustert, und sein Anblick beruhigte sie vollständig. Dieser Mann mit dem bereits leicht ergrauendem Haar, der etwas gebeugten Haltung und dem müden Ausdruck in dem bleichen Gesicht konnte nicht der Herr sein von dem Märchen so begeistert geschrieben hatte. Walther von Grünow sah viel älter aus, als er in Wirklichkeit war. Thella glaubte, daß er die Vierzig bereits überschritten habe, und er zählte erst achtunddreißig Jahre.

Schweigend saßen sich die beiden am Mittagstisch einander gegenüber; ein Bedienter servierte; Thella war müde und abgespannt, und die Unterhaltung war mehr als spärlich zu nennen. Als der Diener das Zimmer verlassen hatte, fragte Thella nach ihren Verpflichtungen.

„Die Hauptsache ist mir die Pflege des Kindes“, antwortete der Hausherr; „ihre große Kränklichkeit erfüllt mich mit steter Sorge. Sie wurde zu früh geboren und ihr Dasein kostete der Mutter das Leben.“

„Wie heißt die Kleine?“ fragte Thella.

„Märchen“, antwortete Herr von Grünow, ohne aufzublicken.

Ein seltsamer Ausdruck lief über das Angesicht der Dame; es war wie ein Aufblitzen; überrascht sah sie den ihr gegenüberstehenden Mann an. Aber sein trübes, unbewegtes Gesicht ließ keinen Verdacht zu. „Wenn er es wäre, niemals würde er mich engagirt haben, und niemals würde er seinem Kinde den Namen der um ihn Gestorbenen gegeben haben. Alara ist ja ein Name, der fast in jeder Familie Deutschlands vorkommt; und das ein so kleines, tränkliches Kind von seinem Vater mit Zärtlichkeit Märchen genannt wird, ist nur natürlich.“

„Ich habe noch mehrere Güter zu beaufsichtigen“, fuhr Herr von Grünow nach einer Pause fort, „und ich bin viel auswärtig. Darunter leidet natürlich das Hauswesen, obwohl ich eine sehr erprobte Wirthschafterin habe. Sie müssen nun die Güte haben mein Fräulein, die Oberaufsicht des ganzen Haushalts zu übernehmen. Die Wirthschafterin ist bereits informiert, sie wird Ihren Anordnungen unbedingt Folge leisten. Hier sind die Schlüssel.“ Damit schob er der Dame über den Tisch ein mächtiges Schlüsselbund zu.

„Sie vertrauen mir sehr viel an, Herr von Grünow“, sagte Thella überrascht.

„Bitte“, entgegnete er mit einer fast ungeduldrigen Handbewegung. „Ich setze mein Vertrauen auf die Noblesse einer Dame.“

„Selbstverständlich werde ich Ihr Vertrauen rechtfertigen“, entgegnete Thella mit kühler Höflichkeit. Sie sah in dem ihr gegenüberstehenden Herrn nur den neuen Prinzipal.

„Selbstverständlich. Noch eins, mein Fräulein. Sie werden es verzeihen, wenn ich fortan nicht mit Ihnen speise. Wie erwähnt, bin ich viel außerhalb, und auch wenn ich in Mannshagen anwesend bin, ist meine Speisestunde eine so unregelmäßige, daß ich es keiner Dame zumuthen darf, sich darnach zu richten.“

„Wie Sie wünschen, Herr von Grünow“, war die Antwort. Damit war das Gespräch beendet und die Tafel aufgehoben. Nach einer stummen Verbeugung zog sich Thella in ihr Zimmer zurück, um auszuräumen und sich heimisch einzurichten.

Herr von Grünow blieb allein. „Wie stolz sie ist!“ murmelte er. „Sie beugt sich nicht, sie bricht eher. Mit wie wenigen Worten nahm sie mein Vertrauen an, und ihre Augen bligten über mich hin, als sei sie die Fürstin und ich der Vasall. Nun gut, ich will sie so wenig wie möglich sehen; man könnte sonst in Versuchung gerathen, an diesem Stolz zu messen, wer der Stärkere von uns beiden ist.“ Seine Züge nahmen einen finsternen Ausdruck an, und die Augen glühten dunkel auf.

Nach einer Stunde der Erholung ging Thella zu dem Kinde, das fortan ihrer besonderen Pflege anbefohlen sein sollte. Es war ein großes, freundliches, wohlwärmendes Gemach, das beste im ganzen Hause, wo sich die Kleine für gewöhnlich aufhielt, wo ihr Bettchen stand, und wo sie spielte. Ihre Wärterin, ein junges Bauernmädchen von angenehmem Wesen, trug sie auf dem Arm und stand mit ihr am Fenster. Als Thella eintrat wandte die Kleine den Kopf nach ihr um. „Sie wird nicht alt“, das war der erste Gedanke, der Thella bei dem Anblick dieses Kindes durchzuckte. Aus einem abgekehrten, bleichen Gesichtchen blickten zwei tiefdunkle, traurige Augen in die Welt, mit jenem Ausdruck, der solchen Kindern eigen ist, die unbewußt das körperliche Unvermögen fühlen, und deren Seele nur darauf zu warten scheint, sich von dem Irdischen loszulösen. „Wie alt ist das Kind?“ fragte Thella die Wärterin.

„Unterhalb Jahr; sie kann noch gar nicht gehen, dazu ist sie zu schwach. Aber sie versteht jedes Wort, das man zu ihr sagt, und spricht sehr niedlich. Nicht wahr, Märchen?“

Die Kleine nickte ernsthaft und betrachtete unverwandt die neue Erscheinung.

„Willst Du einmal zu mir kommen?“ fragte Thella sehr freundlich, die Arme nach ihr ausstreckend. Die Sympathie, die zwischen ihr und Kindern stets bestanden hatte, verleugnete sich auch hier nicht. Märchen ließ sich willig von der neuen Tante auf den Arm nehmen, und Thella sah sich nach einem Gegenstande der Unterhaltung um. Sie entdeckte einen kleinen schwarzen Dachshund, der auf der Fußdecke lag und die ganze Scene mit klugen Augen beobachtet hatte. „Wie heißt das Hündchen?“ fragte sie das Kind.

„Flock“, sagte die Kleine mit strahlendem Lächeln, das zwei Reihen allerliebster kleiner Zähne sehen ließ. Sie sah sehr niedlich aus, wenn sie lachte. Der Hund war ihr ganzer Liebling, Thella hatte mit dieser Frage das Herz des Kindes erregt.

„Nun, dann wollen wir einmal sehen, ob Flock uns guten Tag sagen kann.“ Sie setzte Märchen behutlich auf die Fußdecke neben Flock und placirte sich als dritte hinzu. Das kluge Thier legte wiederholt das zierliche Pfötchen bald in Thellas Hand, bald in das Händchen der Kleinen, und Märchen jauchzte laut. Als sich dann Thella mit ihr am das Fenster setzte und sie auf

den Schooß nahm, schlang das Kind zutraulich die Arme um den Hals der neuen Tante und flüsterte ihr ins Ohr: „Wir haben auch kleine Schweine.“

Thella bezeugte selbstverständlich das lebhafteste Interesse an den kleinen Schweinen; sie wurden denselben Tag noch gesehen, und als der Abend kam, wollte Märchen von Niemand anders zu Bett gebracht werden als von der Tante.

Das gute Verhältniß zwischen der Hausdame und Märchen befestigte sich immer mehr, die Kleine schloß sich mit inniger Liebe an Thella an, aber im Uebrigen war es einsam in Mannshagen, sehr einsam. Der Winter kam dies Jahr früh. Thella konnte von den Fenstern ihres hübschen Giebelzimmers das Meer sehen, aber es gefiel ihr nicht recht. Wenn im Wintersturm die Welle an das eisumstarrte Ufer schäumte, sehnte sich das Menschenherz wohl mehr denn je nach dem Frühling. Die bleisfarbigen Wogen mit den weißen Schaumstreifen, die stets verrannen und stets wieder neu sich bildeten, hatten etwas Monotonies, trotzdem sie der Sturm mitunter haushoch aufthürmte. Ihr Rauschen hatte etwas unheimlich Drohendes, und Thella fühlte ihr Herz von Heimweh erfaßt nach der stillen, westpreussischen Haide, auf der ihr Heimathsdorf lag. Dieses Heimweh hatte sie weder in Königsberg noch in D. empfunden. War es das Zusammenleben mit dem kleinen hilflosen Kinde, das sie unmerklich weicher und milder stimmte? Oder war es die Einsamkeit? Sie wußte es selber nicht, weshalb die Eisrinde, die sich seit ihrer Schwester Tode um ihr Herz gelegt hatte, langsam schmolz. Sie hatte sich früher nach dem Alleinsein gesehnt, jetzt empfand sie die Einsamkeit tief. Sie sehnte sich nach Liebe, und wenn Märchen die kleinen feinen Hände jubelnd nach ihr ausstreckte, drückte sie das Kind mit warmer Zärtlichkeit an ihr Herz.

Herrn von Grünow sah sie selten. Er war sehr oft verreist und bekümmerte sich wenig um sein Kind. Er hatte sich überzeugt, daß es in der besten Obhut war. Und wenn er da war, so inspizierte er die Wirthschaft oder arbeitete in seinem Zimmer. Besuch kam selten und immer nur Herren. Grünow veräumte nie, sie Thella vorzustellen. Bei Tische wurde sie von allen artig in das Gespräch gezogen und sie hörte bald, daß Herr von Grünow sich überall einer bedeutenden Liebe und Hochachtung erfreute. Sein Wort galt, sein Rath war gesucht, und seine geistige Ueberlegenheit wurde überall bereitwillig anerkannt. „Grünow hat es gesagt“, das entschied manchen Streit. Dabei war er zurückhaltend mit seinem Urtheil und bescheiden, ja fast gedrückt im Wesen, und Thella, der die Ueberhebung bei Anderen schon oft und so widerwärtig im Leben begegnet war, sah verwundert auf den Mann, der so viel galt und so wenig sein wollte. Wenn aber des Abends bei Lampenlicht die tiefe Blässe seines Gesichtes weniger hervortrat und ein Gesprächsgegenstand ihn erwärmte, so daß seine sonst so traurigen Augen leuchtend aufblitzten, dann war er ein wahrhaft schöner Mann.

Weihnachten war vorübergegangen. Ein kalter, schneereicher Januar lagerte auf der schweigenden Landschaft. Thella hatte an einem sonnigen Nachmittag einen Spaziergang unternommen. Für Märchen war die Luft zu kalt; Thella schritt allein durch den winterlichen Schloßgarten. Er war nicht sehr hübsch; die Nähe des Meeres mit seinen kalten Winden hindert viele Pflanzen am Wachsthum; so beschränken sich die meisten Anlagen auf Gänge, eingefast mit hohen, schwarzgrünen Tannen. Auch in diesem Garten, denn einen Park konnte man ihn nicht nennen, lag etwas Langweiliges. Die geraden Tannengänge, die sich vielfach kreuzten, waren einer wie der andere. Thella ging, in tiefe Gedanken verloren, auf und ab; sie dachte an ihre jetzige Stellung. Es war weitaus die beste, die sie bis jetzt inne gehabt hatte. Zwar brachte ihr der große, vornehme Haushalt eine Menge Arbeit, aber vor der Arbeit hatte sie sich nie gescheut. Im Uebrigen hatte sie eine völlig unabhängige, souveräne Stellung; sie befahl, und ihren Anordnungen wurde von der Dienerschaft auf das Pünktlichste Gehorsam geleistet. Wie lange würde das dauern? Die Stellung eines Gesellschaftsfräuleins ist niemals für die Ewigkeit, das hatte Thella nun schon zweimal und damals in Königsberg, wo sie gern noch geblieben wäre, recht empfindlich erfahren. Und wohin sollte sie dann gehen? Sie senkte tief. Da trat plötzlich aus einem Quergange Herr von Grünow auf sie zu. Er hatte die Platte über der Schulter, und aus seiner Jagdtasche hing der Kopf eines Hasen, von dem schwere, dunkle Blutstropfen auf den weißen Schnee herabfielen. Er begrüßte Thella, sie blieb stehen, ihre Wangen waren von der scharfen Luft leicht geröthet, und krause, blonde Locken stahlen sich unter dem Pelzbarette hervor auf die schöne Stirn. Sie sah sehr gut aus, und ihre Augen funkelten hell wie die Wintersonne, deren Strahlen auf dem Schnee spielten.

(Fortsetzung folgt.)

Dichterregel.

Trink' aus Herz und aus Natur
Stets in vollen Zügen —
Diese beiden sind es nur,
Die uns nicht betrügen!

halt' nicht von den andern viel,
Von den Basen, Bettern!
Suche dir auch nie dein Ziel
Unter Vorbeerblättern!

Kommt das Lob, so halte still
Und es wird dir frommen.
Doch wenn es nicht kommen will,
Braucht es nicht zu kommen.

Wer da hühnend singen kann
Um die Gunst der Menge,
Steht als Leierkastenmann
Bettelnd im Gedränge.

Daniel Allersheim.



In eigener Schlinge.

Kriminalnovelle von James Frank.

(Nachdruck verboten.)

Als ich vor mehreren Jahren an einem schönen Novembertage gerade mein Bureau erreicht hatte, traf ich vor der Tür desselben einen jungen Mann auf mich wartend.

„Mr. Somers,“ begrüßte er mich ungestüm, „können Sie sich vielleicht heute mir widmen?“

„Ist denn die Sache so dringend?“ entgegnete ich, „erst sagen Sie mir bitte, warum es sich handelt.“

Er erwiderte in ruhigem Tone: „Mein Name ist Klineaid. Vor einigen Jahren regelten Sie eine Familienangelegenheit für uns, daher bin ich jetzt zu Ihnen gekommen und bitte Sie dringend, mich sofort zu begleiten. Es ist gerade noch Zeit den Zug zu erreichen, der um 9 Uhr 10 Minuten vom Waterloo-Bahnhof nach Basingstoke fährt. Dieser Zug bringt uns in einer Stunde hinunter, und unterwegs im Wagen will ich Ihnen nähere Aufklärung geben. Ihr Honorar soll zehn Guineas pro Tag und Auslagen betragen und bei erfolgreichem Ausgange stellen Sie selbst die Bedingungen. Genügt Ihnen das?“

„Vollkommen! Besorgen Sie inzwischen eine Droschke, ich komme sofort herunter.“

Ich öffnete mein Bureau und nahm einen Koffer, den ich für derartige Überraschungen stets gepackt bereit halte, schrieb in Eile ein paar Zeilen an meinen Büreauborsteher, und in weniger als zehn Minuten saß ich neben meinem Besucher in einem Wagen, der uns zur Bahn brachte.

Es gelang uns, ein Koupee für uns allein zu bekommen, und sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, trug er mir seinen Fall vor.

„Mein Onkel, Clavell Klineaid,“ so begann er, „starb heute Nacht ganz plötzlich und unter sonderbarer Umständen, die mich vermuten lassen, daß es mit seinem Tode nicht ganz richtig zugegangen ist.“

„Erzählen Sie mir, bitte, ganz genau, unter welchen Umständen der Tod eintrat.“

„Wir hielten eine Art Familientag, um ein neues Abereinkommen über die Güter zu treffen, aus denen mein Onkel seine lebenslängliche Rente zog.“

„Außer Ihrer Familie war niemand zugegen?“

„Nein, Herr Somers.“

„Was bringen diese Güter wohl ein?“

„Jährlich zehn- bis zwölftausend Pfund.“

„Fahren Sie fort, bitte.“

„Wie die Sachen jetzt liegen, fällt die Rente meinem Vetter Harry zu. Nun war aber der Zweck unserer Familienzusammenkunft gerade der, ihn auszukaufen, so daß die Rente unter die anderen Familienglieder gleichmäßiger verteilt werden konnte. Es war daher auch jedes Familienmitglied, welches Interesse an der Sache hatte, anwesend.“

„Aber Sie können Ihren Vetter doch ohne seine Einwilligung nicht auskaufen,“ unterbrach ich ihn.

„Ganz gewiß nicht,“ antwortete der junge Mann, „aber Harry ist aus der Art geschlagen. Es ist eine traurige

Tatsache, daß er leider durch und durch verlobbert ist. Er hat sich mehrere Jahre lang in Südamerika herumgetrieben, und ich weiß nicht, wo sonst noch, und sein Ruf ist so schlecht, wie er nur sein kann.“

„So erzählen Sie mir, bitte, etwas über den Tod Ihres Herrn Onkels.“

„Wir waren gerade mit dem Diner fertig geworden und saßen rauchend und plaudernd im Zimmer.“

Onkel Clavell unterhielt sich mit meinem Vater, plötzlich sagte er: „Ach Gott, ich fühle mich so matt, ich glaube wirklich, ich —!“ dann hielt er plötzlich inne, sein Kopf fiel nach vorn, und da man glaubte, es sei ihm unwohl, lief jemand sofort nach Cognac. Leider aber war er schon tot. Alles dies trug sich binnen einer Minute zu.“

„Und Sie vermuten, daß Ihr Vetter ihn getötet hat?“

„Ja.“

„Und was für Gründe haben Sie dafür?“

Der junge Mann wurde verlegen.

„Ich wüßte kaum einen,“ stammelte er, „ausgenommen den, daß man Harrys Schlechtigkeit alles zutrauen kann und mein Onkel sich der besten Gesundheit erfreute.“

„Hat vielleicht Mr. Clavell Klineaid zu der kritischen Zeit etwas getrunken?“

„Nein, er hatte sich eben eine Zigarre angesteckt und plauderte.“

„Ihr Vetter stand bei ihm?“

„Nein, er unterhielt sich mit mir, einige Meter von meinem Onkel entfernt.“

„Woraus schließen Sie nun, daß er Ihren Onkel ermordete?“

„Ich, ich weiß es nicht, deswegen bin ich ja zu Ihnen gekommen.“

„Entschuldigen Sie, Mr. Klineaid, aber ich fürchte, Sie urteilen sehr voreilig. Der Tod Ihres Herrn Onkels liegt im Interesse Ihres Vettters, Ihr Vetter ist ein Tüchtigtgut, Ihr Herr Onkel stirbt nun plötzlich, und nun folgern Sie sofort daraus, er ist ermordet worden; aber dies läßt sich doch daraus noch in keiner Weise schließen.“

„Natürlich nicht, aber ich glaube doch, er ist ermordet worden.“

„Hat ein Arzt Mr. Klineaid gesehen? Und was sagte er?“

„Der Doktor wollte nichts Gewisses sagen, bevor er nicht eine genaue Prüfung der Leiche vorgenommen habe; er glaubt, es sei eine vollständige Lähmung des Gehirns eingetreten, er kann aber dafür keinen Grund angeben.“

„Was für ein Mann war Ihr Onkel?“

„Sehr gesund und sehr mäßig. Ich habe niemals gehört oder gesehen, daß er zu viel gegessen oder getrunken hätte. In seinem ganzen Leben war er auch nicht einen Tag krank gewesen.“

„Ich gebe zu, es ist dies ein sehr sonderbarer Fall und leider auch ein sehr trauriger. Aber offen gestanden, ich meine doch, Ihr Herr Onkel ist eines natürlichen Todes gestorben. Sie haben ein Vorurteil, ich nicht.“

Einige Minute nach zehn erreichten wir Basingstoke, wo wir uns trennten.

Der junge Edward Klineaid sollte auf dem nächsten Wege nach Hause gehen und seinen Vater von seinem eigenmächtig unternommenen Schritte benachrichtigen und ihm nach Möglichkeit behilflich sein. Als ich später ankam, wurde ich von Vater und Sohn begrüßt und in das Speisezimmer geführt, in dem sich die Katastrophe zutragen hatte.

„Mr. Somers,“ redete mich der alte Herr Klineaid an, „Sie müssen wissen, daß ich durchaus nicht geneigt bin, die Meinung meines Sohnes, daß mein Bruder ermordet worden ist, zu teilen. Sein Tod erfolgte zwar furchtbar plötzlich und mein Neffe Harry ist, wie ich leider zugeben muß, ein vollendeter Schuft, aber dennoch kann ich nicht glauben, daß er an dem Tode Schuld tragen soll.“

„Auch ich kann keinen Grund sehen, ihn zu verdächtigen,“ erwiderte ich trocken.

Dann zeigten sie mir ganz genau, wo jeder gestanden hatte, als der Tod erfolgte, und ich stellte eine Menge Fragen, auch darüber, was für Speisen aufgetragen wurden, aber nichts verlor, aus dem etwas Licht auf die dunkle Sache gefallen wäre.

„Das ist die Zigarre, die er rauchte,“ sagte der junge Mann plötzlich; ich nahm sie aus seiner Hand und legte sie auf den Kamin. „Glauben Sie,“ fuhr er rasch fort, „daß jemand durch eine Zigarre vergiftet werden kann, weil — nun ich muß eben daran denken, daß diese Zigarre aus der Tasche meines Vaters ist.“

„Ich glaube nicht, daß eine Zigarre so präpariert werden könnte, um jemanden damit auf der Stelle zu töten; sie mag wohl imstande sein, ihn krank zu machen, oder auch ihn zu betäuben, aber töten, nein.“

„Ueberdies,“ bemerkte Edward Klincaid senior, „rauchten auch mehrere Herren der Gesellschaft Zigarren aus Harrys Tasche, ich glaube zum Beispiel auch du.“

Dann sich zu mir wendend fuhr er fort:

„Als wir von der Tafel aufgestanden waren, ließ mein Bruder Zigarren reichen, aber auch mein Neffe zog seine Tasche hervor, und bot den Nächststehenden Zigarren an. Mein Bruder war ein Kenner von Zigarren und da er wußte, daß Harry stets exquisite Marken bei sich führte, und vielleicht auch von dem Wunsche beseelt, ihm etwas Angenehmes zu sagen, rief er ihm aus dem anderen Ende des Zimmers zu: „Harry, ich denke, ich will eine von deinen nehmen.“

„Ja, und wenn du dich erinnerst,“ unterbrach ihn sein Sohn, „Harry ging auf ihn zu, nahm eine Zigarre aus seiner Tasche und sagte dann: „Versuche doch einmal diese, Onkel.“

Diese Aeußerung machte mich einigermaßen betroffen, aber um ganz sicher zu gehen, steckte ich die halb gerauchte Zigarre behufs fernerer Untersuchung in meine Tasche.

„Dies beweist eigentlich gar nichts,“ sagte ich, „selbst nicht einmal Argwohn kann man daraus schöpfen. Denn Sie sagen ausdrücklich, Mr. Clavell hat um eine von seinen Zigarren.“

„Das wohl, aber vielleicht rechnete Harry darauf, weil Onkel Clavell oft sagte, daß seine Zigarren das Beste an ihm wären, und er sie immer sehr gern raucht.“

„Können Sie es vielleicht einrichten, daß ich Ihren Vetter zu sehen bekomme.“

Das Glück wollte es, daß die gewünschte Person in diesem Augenblicke gerade ins Zimmer trat.

Harry machte den Eindruck eines abgelebten, sturzhast gekleideten Mannes. Er schien fünfundsiebzig Jahre alt, hatte gelbliche Gesichtsfarbe und ein knöchernes Aussehen, trug ein unangenehmes, legeres Aussehen zur Schau.

Ich wurde ihm als ein alter Bekannter der Familie Klincaid vorgestellt und wir unterhielten uns über den Tod, ich beobachtete ihn dabei genau. Er sprach über den Fall mit einer unheimlichen Fassung und schien auch nicht besonders dadurch angegriffen zu sein.

„Es scheint mir, als ob Ihr über Geschäfte verhandelt,“ sagte er leichthin, „und dabei will ich nicht stören. Guten Morgen, meine Herren.“

„Was beabsichtigen Sie jetzt zu tun, Mr. Somers?“ fragte Edward Klincaid.

„Hierüber sich eine Meinung bilden, ist ganz unmöglich, bevor wir nicht einen genauen ärztlichen Bericht haben,“ erklärte ich. „Wann soll die Sektion denn stattfinden?“

„Heute Nachmittag.“

„Ganz gut so, ich kann hier doch nichts weiter anfangen, bevor dieselbe vorbei ist, ich werde daher nach der Stadt zurückfahren und diese Zigarre durch einen Sachverständigen untersuchen lassen; heute Abend komme ich hierher zurück, und dann können Sie mir erzählen, was der Doktor gesagt hat.“ (Schluß folgt.)

Kein Bild ist so flüchtig, daß es nicht eine Spur zurückläßt: die Erinnerung.

Je bescheidener du dich in einen Winkel stellst — umso sicherer bleibst du dort stehen.

Das Leben jedes Menschen hängt an einem Faden, wohl wahr, nur ist der eine von Gold, der andere von Hanf.

Räthsel und Aufgaben.

Gegensatzräthsel.

Man suche die Gegensätze von den nachstehend angegebenen Wörtern. Die Anfangsbuchstaben der richtig geordneten Wörter nennen einen Kurort in Baden.

Aus, dir, — alt, geh, — ab, dir, vor, — Thal, Frau, — Armen, Strom, — hier, Ohr, — Henne, die — Schwarz, Wein, — Wasser, Tod, — Wasser, Nacht, — Teufel, Thal.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Rebus.

Wo Nichtwissen Seligkeit, ist es Thorheit klug zu sein. (T. H. Gray.)

In

Von heute ab beginnt der große **VENTUR-AUSVERKAUF** ca. 10,000 Paar Schuhe für Herren, Damen und Kinder zu besonders billigen Preisen. 8078
Wainzer Schuh-Pazar
Philipp Schönsfeld.
Marktpl. 11. Goldgasse 17.

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes sofort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des „Wiesbadener Generalanzeiger.“

Foulards-Seiden

in hochaparten Mustern von 95 Pf. an und Seidenstoffe jeder Art in unerreichter Auswahl zu billigen Engros-Preisen, meter- und robenweise an Private porto- und zollfrei. Proben franko. Briefporto 20 Pf. 4832

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Co., Zürich E 9

Kgl. Hoflieferanten.

(Schweiz).



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Keine Kunst.

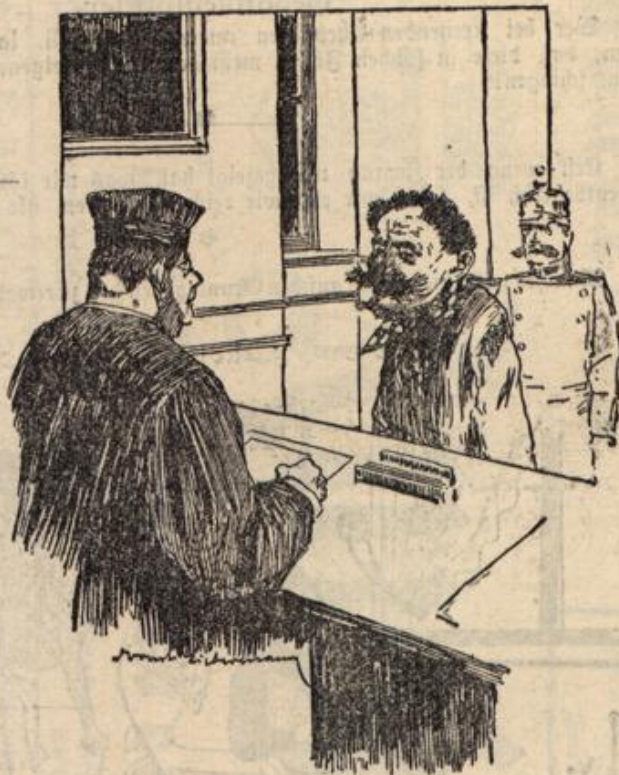


„Warum man eigentlich das Zeug ‚Kunstwein‘ nennt — was einfacheres gibt's doch nicht!“

⌘ Spruch. ⌘

Du wähnst, zu viel sei auferlegt
An Sorgen Dir und Kummer:
Des Leides große Lotterie
Gab jedem eine Nummer.

⌘ Sonderbare Logik. ⌘



Richter: „Können Sie einen vernünftigen Grund angeben, warum Sie den Mann so geschlagen haben?“

Angeklagter: „Freilich! Es war halt g'rad kein anderer da, den ich hält' schlagen können.“

Doch etwas.

Vater: „Ich hoffe, mein Sohn, Du hast Dir auf der Universität das Sprichwort zu Ruhe gemacht, daß man niemals borgen und niemals verleihen soll!“

Student: „Benigstens teilweise, lieber Vater, verliehen habe ich nie etwas!“

—+— Ginfalt! —+—



Arzt: „Nun, hat das Bleiwasser Ihrem Manne geholfen?“
Hausfrau: „Nein, Herr Doktor, es geht ihm jetzt noch viel schlechter — trotzdem ich ihm schon drei Löffel davon gegeben habe.“

Gedankensplitter.

Wer bei streitenden Ehepaaren intervenieren will, lasse sich's zur Warnung dienen, daß diese in solchen Fällen meist der Devise folgen: „Getrennt marschieren, vereint schlagen!“

Erst wenn der Zwang uns gezeigt hat, was wir können, der Mangel, was uns entbehrlich ist, sehen wir ein, wie reich wir waren, als wir uns arm glaubten.

Mancher will einer Sache auf den Grund gehen des zu erwartenden Schmutzes halber.

—+— Lakonisch. —+—



Hausfrau (zum Dienstmädchen, welches in einem Roman liest): „Kennen Sie das Fensterputzen, Anna?“
„I bewahre!“

—+— Er kennt das. —+—



„Den Hasen will der treffen!! Ja, wenn's ein Treiber wär.“

In einem Gebirgsanatorium.

A.: „Sind Sie sehr krank?“

B.: „Ich bin nur krank zum Vergnügen.“

—+— Hilfsbereit. —+—



„Ich kann Ihnen leider kein Almosen geben, ich kann nicht in meine Tasche.“
„Ich könnt' es ja auch herausnehmen.“

Wertvoll.

Richter: „Einen großen Wert hatten die Zigarren wohl nicht, die Ihnen gestohlen worden sind?“

Zeuge: „Doch; denn ich habe sie immer dazu gebraucht, meine Schwiegermutter aus dem Hause herauszuräuchern!“

Moshaft.

Chefrau: „Na warte, ich werde Dir schon die Zähne zeigen.“

Mann: „So? Hast Du Dir schon neue gelaufen?“

Monolog.

Baron: „Habe heute der Komtesse abermals eine Liebeserklärung gemacht und wurde nicht erhört, das ist unerhört!“

Verblümt.

A.: „Singt die Dame denn gut?“

B.: „D ja, wie eine Nachtigall... die sich etwas erkältet hat!“

Der freigebige Jagdherr.

Sonntagsjäger (vereinen Treiber angeschossen): „Um Gottes willen, der Kerl schreit ja, als ob er 's große Los gewonnen hätte!“

Der begehrtenwerte Schwiegervater.



„Sehen Sie, Kamerad, da geht der verwitwete General mit seinen Kindern; in der Tat ein ausgezeichnete Vater!“
 „Ach, verstehe, glaube sogar Schwiegervater!“

Ein Gemütsmenschen.



„Schämen Sie sich, Baron, ein solcher Geist zu sein und nur nach Geld zu heiraten!“ — „Reinweges gleiches dies nicht, Gnädige! Ich tue es nur meiner künftigen Frau zuliebe. Es wäre doch sehr traurig für sie, wenn sie den Gatten, ihr Feuerherd, dardes sähe.“

Vorbereitung.



A.: „Nun sage 'mal, Du hältst Dich ja in neuester Zeit mit Vorliebe hier in der Kinderstube auf?“

B.: „Na, Du weißt doch, ich will nächstens heiraten!“

— Eine Seltenheit. —



„Sehe zum ersten Mal Rückenansicht von Weib, Kamerad!“
 „Nanu? Wie kommt das?“
 „Weil sich sonst Weiber stets nach mir umgedreht haben!“

Druckfehler.

Der Schneidermeister verzehrte eine unglaubliche Masse der ihm dargereichten Wederbissen (Lederbissen).

Annonce.

Morgen Konzert des berühmten Virtuosen Sefalski. Programm und Locken sind an der Kasse zu haben.

— Trinkerphilosophie. —



„'s ist doch halt zu dumm, warum muß man nicht fürs Wasser zahlen und kriegt dafür dös Bier'l umasunst!“

— Fexirbild. —



Fleuch, Wandersmann, von hinnen,
 Sonst hast Du noch Verdruß!
 Dem Du die Wurst gestohlen,
 Er folgt Dir auf dem Fuß.

Variante.

Backfisch: „Herz und Glas, wie leicht bricht das!“

— Vererbung. —



Frau: „Ich weiß gar nicht, wo unser Fritz das lebenswürdige Wesen her hat?“ — Mann: „Na, doch nur von Dir — — — ich bin ja noch im Besitz des meinigen!“